

stein auf Luthers Übersetzung von »ecclesia catholica« im Apostolicum mit »allgemeine Christenheit«. Die anschließende Diskussion kreiste vornehmlich um das römische Papier »Dominus Iesus«.

In seinem Schlusswort stellte Johannes Schilling dann schließlich noch die Stellungnahme der Luther-Gesellschaft zur Erklärung der päpstlichen Kongregation für die Glaubenslehre der römisch-katholischen Kirche »Dominus Iesus« vor. Bedingt durch diese Vorgabe des römischen Lehramtes endete diese anregende Tagung also mit einem – notwendigen! – Hinweis darauf, dass die reformatorischen Anliegen, die sich mit dem Tagungsort Lutherstadt Wittenberg verbinden, bis heute aktuell sind und ihrer Durchsetzung noch harren.

Pfarrer Dr. Frank Hofmann, Klosterberg 7, 35083 Wetter (Hessen)

»OHNE GLAUBEN IST DIE KLUGHEIT NICHTS«

Die Trägerin des Martin-Luther-Preises 2000, Margit Kern, stellt das Forschungsergebnis ihrer Preisarbeit vor

Am 20. September 2000 wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg der Kunsthistorikerin Dr. phil. Margit Kern, Berlin, der Martin-Luther-Preis verliehen. Ausgezeichnet wurde ihre 1998 an der Freien Universität vorgelegte und von dieser angenommene Dissertation »Städtische Tugendprogramme im Spannungsfeld zwischen späthumanistischer Ethik und protestantischem Bekenntnis. Der Nürnberger Tugendbrunnen, die Marienkirche in Pirna und die Fassade des Ulmer Rathauses«. Auf die Laudatio des Präsidenten der Luther-Gesellschaft, Professor Dr. Dr. Johannes Schilling, Kiel, antwortete die Preisträgerin mit einer Vorstellung ihres Forschungsergebnisses. Wir dokumentieren daraus den nachfolgenden Text.

Wenn ich an diesem Abend an den Ausgangspunkt meines »Großprojektes« zurückdenke, so stelle ich mit einem gewissen Erstaunen fest, daß am Anfang meiner Arbeit eine kleine Frage, eine Neugierde vielmehr, stand. Im Nürnberger Stadtmuseum mit der Archivierung von Photographien des Nürnberger Tugendbrunnens beschäftigt, fiel mir auf, daß in der Reihe der sieben Tugenden, der drei theologischen – Glaube, Liebe, Hoffnung – und der vier Kardinaltugenden – Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Tapferkeit – eine vergessen worden war: die Klugheit. Die Frage, weshalb der

Nürnberger Rat als Auftraggeber in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf die intellektuelle Tugend ohne weiteres verzichten zu können glaubte, erregte meine Wißbegierde. So entstand das folgende Paradox: Auf der Suche nach den Ursachen dieses Kampfes gegen die eitle Wißbegierde, *contra vanam curiositatem*, ließ ich meiner eigenen wissenschaftlichen *curiositas* freien Lauf.

Diese führte mich schließlich nach Sachsen, da dort in der Marienkirche von Pirna eine ähnliche Veränderung in der Reihe der kanonischen Tugenden vorgenommen worden war. Das bisher noch weitgehend unerforschte Bildprogramm in Pirna stellte in diesem Zusammenhang einen interessanten Untersuchungsgegenstand dar: Die 1544/46 kurz nach der Einführung der Reformation im albertinischen Sachsen (1539) entstandenen Deckenmalereien erwiesen sich nach weiteren Analysen als Bildkompendium, das stringent an der Rechtfertigungslehre des Reformators Martin Luther orientiert war. Die Überprüfung der in die Gemälde eingefügten Bibelworte im Lutherarchiv am Institut für Spätmittelalter und Reformation der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen sprach für einen unmittelbaren Zusammenhang. Dieser kam nicht von ungefähr: Der Auftraggeber und wohl auch als Autor des Programms anzusprechende erste Superintendent Pirnas Anton Lauterbach war mit der Theologie Luthers bestens vertraut. Die enge Beziehung Lauterbachs zu dem Reformator ist nicht nur durch seine Aufzeichnungen der Tischreden, sondern darüber hinaus auch durch seine umfangreiche Korrespondenz mit Luther belegt.

In Pirna und später in Ulm stieß meine *curiositas* nun auf eine Antwort der eingangs gestellten Frage: Die zentrale These, die zum Wegfall der Tugend der Klugheit geführt haben konnte, lautete: *Prudentia sine fide vana* – Ohne Glauben ist die Klugheit nichtig. Nicht die Spekulation um Gottesbegriffe, auch nicht das Rechten mit Gott, das Sinnieren um die Frage, welche Handlung ihm wohlgefällig sein konnte, trägt zur Erlösung bei. An dieser Stelle spiegelt sich der radikale Wandel in der Ethik wider, der mit der Reformation verbunden war. Die Malereien in Pirna führten mich so zu einer Erweiterung und Vertiefung der anfangs gestellten Frage.

Luther hatte die »Tugenden der Heiden« einmal als eine »Täuschung« bezeichnet, da in der Theologie, die das Opfer Christi und die Gnade Gottes allein ins Zentrum stellte, Erlösung nicht auf guten Werken beruhte. Aus dieser Erkenntnis heraus stellte sich die Frage, ob Tugendhaftigkeit und damit auch die bildliche Darstellung in Form von Tugendpersonifikationen im Protestantismus überflüssig geworden waren. Dies war mit Blick auf die Tugendzyklen in Pirna und Nürnberg zu verneinen, so daß die Frage neu und anders formuliert werden mußte. Herauszufinden galt

es demnach, wie die Bestimmungen, die sich aus der veränderten Gnadenlehre für die Ethik ergaben, die Darstellungstradition veränderten bzw. wie die Autoren der Bildprogramme den Gläubigen vermittelten, daß die Theologie Martin Luthers nicht mit der Lehre der Werkgerechtigkeit der römischen Kirche übereinstimmte.

Da vollständig neue Bildschöpfungen womöglich auf das Unverständnis des Betrachters gestoßen wären, mußte die Neubestimmung, die Veränderung, innerhalb der Grenzen des Hergebrachten stattfinden – doch wie sollte man sie dann gestalten? Eine häufig anzutreffende Lösung sah so aus: Durch Zitate sprach man Sehgewohnheiten an, rief Assoziationen auf, störte diese jedoch durch wesentliche Veränderungen gleichzeitig wieder, so daß eine intensivere gedankliche Auseinandersetzung mit dem Bildgegenstand einsetzen mußte. Gewohntes regt erst im Fall einer Störung und Dekontextualisierung zur intensiveren Reflexion an. Nicht umsonst war ich selbst monatelang morgens auf dem Weg ins Museum an dem Nürnberger Brunnen vorübergelaufen, ohne zu bemerken, daß eine der kanonischen Tugenden fehlte. Erst die Serie der Fotos von den Einzelfiguren auf dem Schreibtisch hatte meine Aufmerksamkeit erregt.

Wie der Prozeß der bildlichen Neuschöpfung innerhalb des von der Tradition gestifteten Rahmens aussehen konnte, läßt sich am besten konkret an einem Beispiel illustrieren: Blickt man in Pirna ins Gewölbe, so sieht man eine kräftige Mutter im grünen Gewand, die ihr Kind, einen nackten Knaben, an der Hand hält. Allen ist bekannt, daß Spes, die Hoffnung, den Anker als Attribut trägt, Caritas, die Liebe, hingegen daran erkannt werden kann, daß sie meist als Mutter mit ihren Kindern dargestellt ist. Und wirklich finden wir unter dem Bild die Inschrift: *caritas pura et operosa* – die reine und tätige Liebe. Erst auf den zweiten Blick erkennen wir jedoch, daß die Beziehung zwischen Mutter und Kind keinesfalls so harmonisch ist, wie man es aus der vorhergehenden Bildtradition gewohnt ist: Caritas ist dem Knaben nicht liebevoll zugewandt, sondern sie packt ihn rüde am Oberarm, um dem so im Schwitzkasten gehaltenen armen kleinen Kerl umso eindringlicher mit ihrer ausgestreckten Rechten Schläge androhen zu können. Caritas, die Liebe, als prügelnde Mutter? Die Lösung dieser beunruhigenden Gestaltung ist bei einer intensiveren Betrachtung des Gemäldes schnell herauszufinden. Die warnende, ja drohende Geste der Mutter ist auf eine halbgeöffnete Truhe mit Geldstücken zu beziehen, auf der die Personifikation sitzt. Der Griff nach Geldstücken, im übertragenen Sinn das Streben nach Lohn, soll die Werke der Nächstenliebe nicht bestimmen, will die »reine und tätige« Liebe den Knaben und damit auch den Betrachter lehren. Nicht das Rechnen auf die angemessene himmlische Entlohnung soll uns zu guten Werken anleiten, sondern der Wunsch,

den Auftrag Christi zu erfüllen und ihm nachzufolgen – das allein soll unser Tun prägen.

Ähnlich läßt sich das Vorgehen Sebastian Loschers in seinem 1536 datierten Relief mit einer Darstellung der Justitia skizzieren. Die Personifikation der Gerechtigkeit hat die klassischen Attribute, Waage und Schwert, neben sich liegen, um weiterhin als solche erkannt werden zu können. Die weibliche Figur weigert sich jedoch die mit aktivem Handeln gleichgesetzten Zeichen aufzunehmen. Die statt dessen neu hinzugekommenen Attribute, wie die Säule der Constantia oder der Fingerzeig zum Himmel, der meist Spes zugeordnet ist, sollen deutlich machen, daß Gerechtigkeit als Rechtfertigung nur von Gott zu erlangen ist, der Gerechte sich nicht durch Werke, sondern durch passive Gnadenempfänglichkeit auszeichnet. Der Tausch der Attribute zielt auf die Verbildlichung von Luthers Formel des *iustus in spe*. Die an den genannten Beispielen ablesbare Zerstörung oder Verkehrung der geläufigen Symbole im Bild selbst orientierte sich wohl an der polemischen Verwandlung der tradierten Zeichen in der Flugblattpropaganda.

Diese spektakuläre Störung der Sehgewohnheiten stellte sicher nicht den Normalfall dar, doch zeigt sich hier exemplarisch, wie die Bildtradition als Folie aufgerufen wurde, um die Neuerungen umso deutlicher zutage treten zu lassen. Die Veränderungen in der theologischen Ethik, welche die Stellung der guten Werke vor Gott, *coram deo*, definierte und die das Bildprogramm in Pirna illustriert, klärt jedoch noch nicht, welche Veränderungen sich durch Luthers Theologie in der philosophischen, auf den irdischen, zwischenmenschlichen Bereich gerichteten Ethik ergaben. Der Verzicht auf die Androhung der Strafe Gottes als Instrument der irdischen Ordnungsmacht und Strafgewalt durfte hier, in den Städten der frühen Neuzeit, nicht zur Sittenlosigkeit führen.

Dem Mißverständnis, daß dem ethischen Libertinismus durch den alles verzeihenden gnädigen Gott Luthers keine Grenzen mehr gesetzt waren, galt es in der Stadt des 16. Jahrhunderts ebenso entgegenzuwirken wie in der kunsthistorischen Forschung unserer Tage. Die dort zu findende These, Luther habe mit seiner Vorstellung vom gnädigen Gott, zu einem Verschwinden der Weltgerichtsdarstellungen geführt, ist eine die kunsthistorische Quellenlage verfälschende wie theologisch unzutreffende Darstellung: Luther spricht explizit vom *homo simul iustus et peccator*, vom sündigen und je schon gerechtfertigten Menschen. Lediglich die Weltgerichtsdarstellungen in den Rathäusern gehen zurück, da Lohn – d.h. Gnade – und Strafe nicht mehr linear und einklagbar an das jeweilige Tun, die Handlungswahl, des Menschen geknüpft sind. Der richtende Gott wird damit jedoch keinesfalls obsolet. In Pirna etwa wurde das Weltgericht durch-

aus in die Bilderfolge aufgenommen, da erst die Vorstellung vom Gericht Gottes den Gläubigen dazu veranlasst, sich rückhaltlos der Gnade des Herrn anzuvertrauen.

Doch dies führt uns nochmals zurück zu der bereits gestellten Frage: Wenn Gerechtigkeit nicht auf gerechtes Handeln, sondern auf die Rechtfertigung durch Gott bezogen wurde, woher konnte dann die Grundlegung für eine Ethik des Alltags, des bürgerlichen Zusammenlebens, in dem die Gerechtigkeit ja eine zentrale Tugend darstellte, gewonnen werden? Die Antwort fanden Reformatoren wie Melanchthon, aber auch die Ratsherren, etwa der Reichsstadt Ulm, in den antiken Ethiken, d.h. bei Cicero und Aristoteles. Humanismus und Reformation lassen sich vor diesem Hintergrund keinesfalls als Gegenbewegungen beschreiben. Die Zweireichelehre schloß eine Unterscheidung zwischen philosophischer und theologischer Ethik ein. Aristoteles hatte zum Verhältnis zwischen Gott und Mensch nichts mehr beizutragen, aber im irdischen Bereich galten die Bestimmungen der antiken Philosophen weiterhin, um nicht zu sagen, mehr denn je. Dies läßt sich explizit am Bildprogramm des Ulmer Rathauses aufzeigen. Durch eine Hausecke deutlich voneinander getrennt, wird auf der Ostfassade, im theologischen Argumentationszusammenhang, hervorgehoben, daß der Mensch nicht aus eigener Kraft gerecht ist, sondern Gott den demütigen Sünder, der seine Schuld anerkennt, gerecht macht. Um so überraschender fällt vor diesem Hintergrund die Bestimmung auf der Nordfassade aus: Hier wird Gerechtigkeit im Sinne der antiken Ethiktradition – Ciceros »De officiis« bildete den Maßstab – als bürgerliche Tugend gefordert. Konkrete Handlungen werden angemahnt, falsches Verhalten von richtigem geschieden, die innere Haltung gottergebener Demut allein reicht hier nicht aus. Die Wiedereinführung der philosophischen Ethiken der Antike – im theologischen Kontext undenkbar – ist im irdischen Zusammenleben zur Erhaltung der Schöpfung, wie Melanchthon ausführt, durchaus von Nutzen.

Diese kurze Skizze meiner Arbeit sollte vor allem zeigen, wie aus der Verwunderung über das Fehlen einer Tugend ein drei Jahre währendes Forschungsvorhaben werden konnte, an dessen Beginn die intellektuelle Verwunderung über den deutlichen Hinweis auf die Grenzen der Intellektualität standen: *Prudentia sine fide vana*. – Ohne Glauben ist die Klugheit nichtig.

Dr. Margit Kern, Torgauer Straße 1, 10829 Berlin